Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 38

Artikel: Helena

Autor: Bolliger, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645238

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der schweizerische Obstbau hat seine Entwicklung noch nicht abgeschlossen, er ruht nicht auf seinen Lorbeeren aus. Unablässig ist er bestrebt, seine Baumbestände zu verjüngen und zu veredeln. Wertvolle Anregungen gehen in dieser Hinsicht von der Kantonalen Schule für Obst-, Gemüse- und Gartenbau in Oeschberg aus. Die Obstbauvereine sorgen für die praktische Auswertung dieser Anregungen und die Obsthandelsgenossenschaften leiten den Absatz mit der bestmöglichen Rentite in die Wege.

Vor uns liegt ein gutbelegtes, mit Abbildungen reich ausgestattetes Büchlein, das über die Ziele und Bestrebungen des modernen Obstbaues vortrefflich orientiert. Es trägt den Titel „Der Obstbau, wie er ist und wie er sein sollte". Verfasser ist der Lehrer für Obstbau an der Kantonalen Obstbauschule in Oeschberg, Herr Hans Spreng. Er weist einleitend auf die Tatsache hin, daß dem Obstbau mit der einseitigen Vermehrung der Zahl der Obstbäume nicht gedient ist und daß er sich gegenüber der amerinischen Konkurrenz (kanadisches und kalifornisches Obst) und der Konkurrenz der Südfrüchte (Bananen) mehr als es bisher geschehen, auf die Pflege der Bäume und die Zucht von handelsfähigen Sorten verlegen müsse. Qualität muß auch hier die Parole werden. Also fleckenfreie, gleichmäßig große, gut gereifte, unverbeulte Früchte der besten Obstsorten. In verschiedenen Kapiteln verbreitet sich der Verfasser dann über Aufzucht und Pflege der Bäume, das Auslichten, Verjüngen, Düngen, über die Schädlinge der Obstbäume und ihre Bekämpfung, das Umpfropfen, die Behandlung der Ernte, den Obstversand, die Lagerung usw. usw.

Den Text unterstützen in glücklicher Weise eine reiche Menge von Illustrationen aus der Praxis des Obstbauers. Das freundliche Entgegenkommen des Verlages, der Verbandsdruckerei A.-G. Bern, ermöglicht es uns, unserem Aufsatze einige Illustrationen aus der Sprengschen Broschüre beizugeben. Aus ihnen erkennt der Leser besser als aus einem langen Texte die großen Fortschritte, die auf dem Gebiete des Obstbaues erzielt worden sind. Bilder von Hofstatten und Obstbaumalleen mit geradezu idealen Typen, wie sie auf Seiten 563—564 zu sehen sind, müssen jedes Kennerauge entzücken.

Die meisten unserer Leser aber dürften sich praktisch eher für die Produkte des Obstbaues interessieren als für den Obstbau selber, und diese können wir auf die eben eröffnete Ausstellung in der städtischen Reitschule verweisen als auf eine selten günstige Gelegenheit, die Produkte unseres Obstbaues, deren Art, Preis, Lagerung, Verwertung usw. zu studieren. Wir sehen hier ausgestellt in farben-

schöner Zusammenstellung die reichen Früchtegaben des diesjährigen Herbstes und zwar als Belehrungsbeispiele — so ein Schweiz. Anbausortiment, ein Handels- und Exportsortiment und ein Zwergobstsortiment — wie als Augenweide. Dann sehen wir uns vordemonstriert die verschiedenen Verpackungsmethoden, die Einrichtungen des Obst-

verkaufes, der Frischobstaufbewahrung, der Obstdörrerei und Obstkonservierung, der Süßmostbereitung usw.

Den Hausfrauen unter unseren Leserinnen seien die Tage des Schaukochens (20., 22., 27. und 29. September) ganz besonders zum Besuche der Ausstellung angeraten. Fräulein Schneider, Haushaltungslehrerin in Langenthal, wird an diesen Tagen mit praktischen Uebungen sich verbreiten über die Verwendung des Obstes als Rohkost, in gedörrten Zustande, als Kompotte, Marmeladen, Breie, Crèmen, Auflauf, Pudding, Kuchen, Torten, Kräpfli, Schnittli usw. Ein letzter Kurstag wird der Konservierung der Früchte gewidmet sein. — Selbstverständlich ist in der Ausstellung auch eine Küchlistube in Betrieb und sind hier alle die leckeren Dinge auch zu kosten.

Und noch eines darf nicht vergessen werden, weil es für die Hausfrau von großer praktischer Bedeutung ist: Hier findet sich Gelegenheit, für seinen Winter-Obstbedarf die vorteilhaftesten Bezugsquellen ausfindig zu machen. Große Mengen von Frischobst werden übrigens die glücklichen Gewinner der Ausstellungs-Tombola in Körben und Netzen mit nach Hause tragen.

Helena.

Ein Kapitel aus einem unveröffentlichten Roman von Eduard Bolliger.

Ein prächtiger Junimorgen war über der Welt aufgestiegen. Einer jener Frühsommertage, die in ihrem Glanz schon das Licht und die Wärme des Sommers neben der vollerblühten, jungen Blumenpracht des Frühlings bergen.

Leuchtend steigt die bleiche Sonne über die Berge empor und errötend bieten sich die höchsten Gipfel ihrem Kusse, während drunten im Tal noch die blauen Nebel ziehn und das Leben sich erst zu regen anfängt. Für kurze Minuten, wenn das blasse Rot über die Berge gegossen ist, verlieren die Gletscher und Zinnen das Gefährliche, Unnahbare ihres Anblicks. Lieblich erscheinen die kahlen Geröllwüsten und die weiten Alpen; zart und melodienreich das Rauschen der ernsten Bergtannen.

Wie so anders das Erwachen des Tages hier in den Bergen, als drunten im Tiefland, am südlichen Meer. Wäh-

rend hier, wo sonst Kälte und Ernst hausen, alles in rosiges Licht getaucht wird, bleibt drunten im Süden der Morgen blaß und weiß, wie die junge Sonne, die die Häuser am Meer noch bleicher färbt, als sie sonst sind und die stillen dunklen Gärten geheimnisvoller und die Schatten tiefer.

Früh war Helena erwacht und träumte erdvergessen in den lichten Morgen hinein. Lustig spielten die ersten Sonnenstrahlen auf der weißen Bettdecke, und einige verwegene hängten sich an die Lippen und Wangen der Träumerin, die unter dem morgenfrischen Kusse erschauerte, und sich mit Lust den zarten, unschuldigen Liebkosungen der Kobolde hingab. —

Jede Stunde des Tages hatte für sie ihre besonderen Reize; aber am meisten liebte sie den Morgen, wenn sie mit dem ersten Sonnengruß erwachte, und dann die stille Stunde genoß, indem sie sich in leichtem Halbschlummer in die wilde Flut der Gedanken stürzte, die nur am Morgen lebensfähig sind, wenn die Gestirne der Nacht, der Ruhe erblassen und die Königin des Lebens ihren Einzug hält. —

Dem Wölklein gleich, das dort am Horizont aufsteigt und langsam, dem leichten Winde folgend, das Firmament durchzieht und drüben im Osten verschwindet, um andere unbekannte Länder und Meere zu übersegeln, so fliegen ihre Gedanken wahllos durchs All. Durchtränkt von Licht und Sonne, ziellos, steuerlos dem Winde der augenblicklichen Eingebung folgend, der sie an ferne, lächelnde Gestade entführt, der sie hundert Leben leben läßt, jedes mit seinen eigenen Sorgen und Freuden — jedes aber voll Lust und Liebe. —

Langsam steigt die Sonne höher empor, siegreich höher und höher. Längst gießt sie ihr Licht über Berg und Tal — Helena hat die Stunde vergessen.

Da klingt unvermittelt Musik an ihr Ohr. Die „Hymne an die Sonne". Voll und kräftig dringen die jubelnden Melodien durchs Haus; wecken, die noch schlafen, zwingen alle, der Königin zu huldigen, die im Flammenwagen ihr Reich durchzieht. —

Auch Helena kann nicht widerstehen und bald ist sie draußen auf dem Balkon, die schlanke, weißgekleidete Gestalt lichtumflutet. — Wohlig atmet sie den köstlichen Duft, den die nahen Tannen ausströmen, und mit den Augen folgt sie den Gondeln, die bereits den See beleben. Dann geht sie zurück ins Zimmer und hinunter in den Salon, aus dem die Musik dringt.

Leise, um den Spielenden nicht zu unterbrechen, öffnet sie die Türe und schmiegt sich hindurch. Ihr gegenüber ist das Klavier und sie erkennt in dem Spielenden Anselm Gut.

Helena geht nicht weiter. Dicht neben der Türe lehnt sie sich an die Wand und lauscht dem Spiel, das ihr wie eine Morgengabe dargebracht wird. Wie der Felsen im Meer, wird sie von der Flut der Töne umrauscht, und Woge um Woge schlägt an ihr empor, und — durch das Singen und Klingen sieht sie vor ihrem geistigen Auge Anselm Gut, umwogt von dem Taumel der freudig erregten Menge, die den Künstler umjubelt nach dem Konzert im Kursaal ihrer Vaterstadt. —

Es ist schon einige Zeit seither. So hatte sie ihn gesehn, als Meister vor dem Flügel, dem er die überirdische Musik entlockte, die die Menge erschütterte und begeisterte und die Kraft des dankbar jubelnden Beifalls entfesselte.

Die Schlußakkorde waren verhallt. Die plötzlich eintretende Stille erschreckte Helena, die sich wie ein Eindringling vorkam. Schon wandte Anselm Gut das Haupt der Türe zu. Ein frohes Lächeln huschte über seine Züge, als er des Mädchens ansichtig wurde. Er erhob sich nicht gleich. Mit einem Blick umfaßte er die Gestalt, die sich in scharf umrissener Form vom dunklen Grund der Wand abhob und in Linie und Stellung das Auge eines Künstlers entzücken mußte. — Im nächsten Augenblick ging er ihr entgegen und grüßte sie sichtlich erfreut. Vergebens bemühte sich Helena, ihn zu neuem Spielen zu überreden. Fast ungestüm drängte er sie hinaus ins Freie, wo der lachende Himmel den Bann, der sich unter der Wucht der Töne auf ihre Herzen gelegt hatte, löste. Auf schmalem Weg, unter dichten, schattigen Tannen, von denen schwere glänzende Harztropfen fielen, stiegen sie zum See hinunter.

Allseitig von Wald umgeben, lag der stille Bergsee wie eine Perle auf schwarzem Samt. Der Himmel mit den ziehenden Wolken spiegelte sich auf dem klaren Wasser, dessen ruhige Oberfläche selten durch einen leichten Wind getrübt ward. Ein schmaler Spazierweg führte rings herum, und da und dort, in lauschiger Ecke, war eine schmucklose Bank errichtet.

Trotz des schönen Morgens waren wenige Spaziergänger zu sehn, und nur einige kunstlos zusammengefügte, grün und rot gestrichene Barken belebten das friedliche Bild.

Auf einer Bank ließen sich die beiden nieder. Das Wasser reichte bis zu ihren Füßen. Ein schwarz gewordener Baumstumpf ragte ein gutes Stück daraus hervor. Braune und blaue Libellen wiegten sich im Sonnenschein, und Wassermücken flitzten über die glatte Oberfläche. Hin und wieder sprang ein Fisch nach Mücken und zerstörte das schöne Spiegelbild der Tannen, aus denen gegenüber nur die Pension „Suslej" und himmelwärts einige Berggipfel herausragten.

Tiefe Stille lag über dem Ganzen und es schien, als ob selbst die Menschen sich scheuten, sie durch lautes Sprechen zu trüben.

Helena erzählte Anselm Gut, wie sie ihn am Morgen, als sie ihn am Klavier gesehen, erkannt hätte, und ihr Plaudern wetteiferte mit dem Plätschern des Bächleins, das nahe bei ihnen in den See floß.

Den Blick auf den leuchtenden Firn des Wildhorns gerichtet, hörte ihr Anselm zu, ohne sie zu unterbrechen; als sie ihn aber bat, ihr von seiner Kunst und seinem Leben zu erzählen, neigte er sich ihr zu und versicherte, daß es nicht viel zu erzählen gebe. Doch Helenas Augen flehten, und so entrollte er denn vor ihr das Bild seiner Jugend.

„Wenn Sie zum erstenmal die Hauptstadt besuchen, führt man Sie gewiß hinunter an das südliche Ende der alten Stadt, wo im tiefen Zwinger die Bären hausen. Sie fahren durch die Hauptstraßen oder bummeln über die öffentlichen Anlagen, hoch über dem Fluß am Münster vorbei und der Reihe der alten Patrizierhäuser, die mit ihren hängenden Gärten, den hübsch gebauten Fassaden mit Freitreppen und Terrassen dem Stadtbild auf dieser — der Sonnseite — ihr Gepräge geben. Wenige nur gehen auf der entgegengesetzten Seite, wo die Halbinsel, auf der die Stadt erbaut, auch durch Bauten flankiert wird. Aber hier sind es Miethäuser, und eng gedrängt schmiegen sich die schmalen Fronten aneinander — es ist, als ob sie sich gegenseitig vor dem grimmigen Nord schützen möchten, der oft ihr unfreundlicher Besucher ist. Niedrig und schmal, licht- und luftarm sind die Wohnungen, die meist kinderreiche Familien beherbergen.

Im untern Teil einer jener Gassen wohnte ich. Vaterhaus ist für uns ein unbekannter Begriff, der in sich vereint, was Gutes, Schönes, Behagliches und Beschützendes das Wort Vater in sich birgt.

Von der lärmenden Gasse, die Tag und Nacht vom Geschrei der Fuhrleute, dem Pferdegetrampel auf hartem Pflaster, dem Johlen in den Schenken, dem Hämmern und Klopfen der Handwerker widerhalt, trat man in einen langen, dunklen Gang. Eine halberstickte Gasflamme am andern Ende dient dem tastenden Menschen als Führer und dann als Begleiter die schmale, wacklige Holztreppe hinan.

Ein Geruch von ungelüfteten Zimmern, von schlecht gewaschener Säuglingswäsche, von rauchender Küche benimmt Ihnen fast den Atem. In den Wohnungen hausen oft ihrer zehn, zwölf in zwei drei Zimmern eingepfercht, Mädchen und Knaben, Eltern und Kinder im gleichen Raum. Das Glück

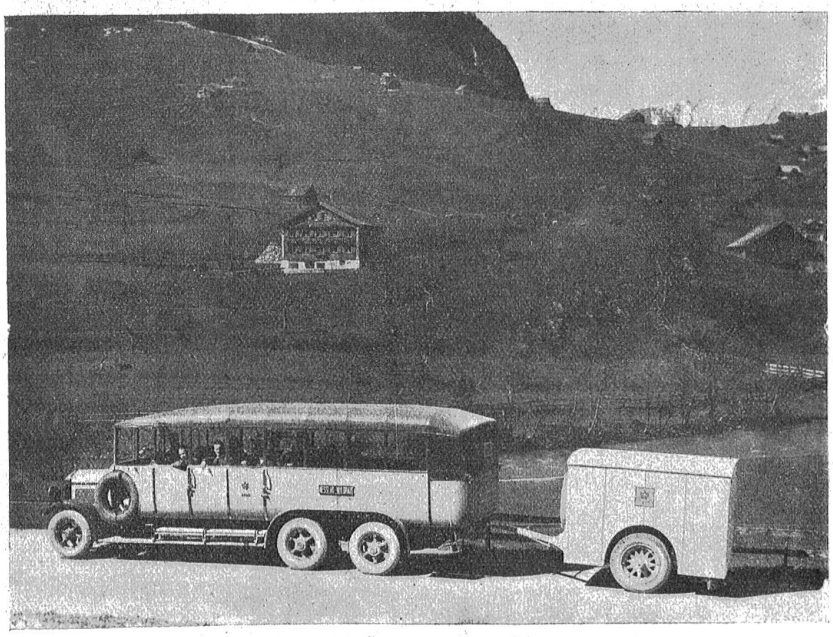
findet den Weg nicht im dunkeln Treppenhaus und läßt der Not und dem Kummer den Vortritt.

In einem solchen Hause war ich daheim. Droben unterm Dach wohnten meine Eltern mit sechs Kindern." —

Anselm hielt einen Moment inne. Der schrille Schrei eines Adlers hallte durch die Luft, und hoch oben zog ein König der Lüfte ruhig und majestätisch seine Kreise und ließ die Sonne auf seinen Schwingen funkeln, als ob sie mit güldnem Geschmeide behangen wären. —

„Fangen Sie diesen Adler! Werfen Sie ihm ein Netz über! Wie er sich krümmt und wehrt und um sich schlägt und sich zu befreien sucht, um die lichte Höhe zu gewinnen — so kämpfte mein Vater mit dem Schicksal, das ihn gefangen hielt und ihm die Schwingen brach. Er war kunstbegabt, mußte jedoch sein Brot in einem Handwerk verdienen, das ihm just genug eintrug, sich und seine Familie recht und redlich durchzubringen. Es war schön bei uns daheim. Die liebe Mutter hielt uns stets sauber. Vor den Fenstern pflegte sie Blumen, durch deren Blättergewirr hindurch wir auf den tief unten rauschenden Fluß und an das gegenüberliegende, sonnige, grüne Ufer sahen. Dieser Blick auf jene blühende Halde war die einzige Erholung, die sich meine Eltern gönnten, und nur wenn Sonntags der Vater die Geige hervor nahm und ein Stündchen spielte, hielt das Glück kurze Einkehr bei uns. Dann saßen wir alle um ihn und lauschten dem Klagen und Jubeln, dem Trillern und Singen, das die gequälte Seele aus dem Instrument hervorsprudeln ließ. —

Von ihm habe ich die Freude an der Musik geerbt. Aus naheliegenden Gründen konnte ich nicht Musiker werden, wie ich gewünscht hätte, und mußte, sobald als möglich, mein Brot selbst verdienen. Nur hin und wieder hatte ich Gelegenheit, bei einer bekannten Familie Klavier zu spielen, und erst später konnte ich von meinem geringen Lohn so viel erübrigen, daß ich Stunden nehmen konnte. Meine Freude stieg mit den Fortschritten, die ich machte, und mein Vater erlebte noch mein erstes öffentliches Auftreten in einem Saal, der ein Gönner der Stadt den debütierenden Künstlern kostenlos zur Verfügung stellt. — Starb er vor Freude? Einige Tage nachher trugen wir ihn zur ewigen Ruhestätte." (Schluß folgt.)

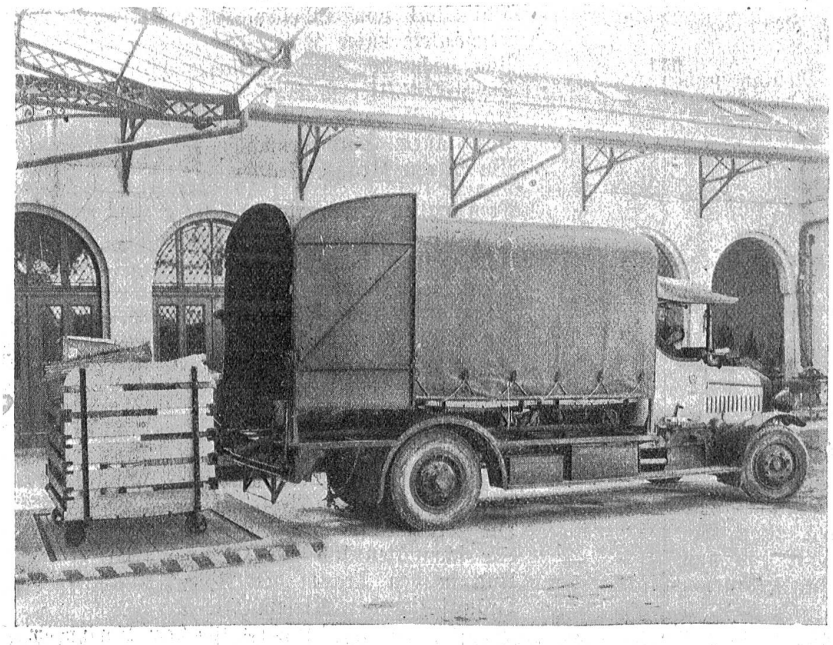


Stein (St. Gallen) mit Speer.

Auf Schweizer Alpenstraßen.

Die schweizerischen Alpenposten erfreuen sich beim reisenden Publikum steigender Beliebtheit. Auf den 20 wichtigsten mit Postautos befahrenen Alpenstraßen wurden 1926 196,773 Reisende befördert gegen 191,023 im Jahre 1925. Also eine Zunahme von 5750 Personen und dies trotz der sehr schlechten Witterung im Sommer 1926. Die schweizerische Postdirektion war zweifellos richtig beraten, als sie rasch entschlossen zum Autobetrieb überging auf den besuchtesten Alpenstraßen. Die Grundlagen dazu waren vorhanden: die gut gebauten, seit Jahrhunderten mit Sorgfalt gepflegten, von den Talschaften mit Eifersucht gehüteten Paßstraßen, die man nicht dem Privat-Autoverkehr konkurrenzlos überlassen durfte, sollte nicht die schweizerische Post dabei zu Schaden kommen. Die schweizerischen Alpenpässe sind in der Tat so berühmte Reiserouten, daß ihre Vernachlässigung durch die Post eine sträfliche Unterlassungssünde bedeutet hätte.

Die Zeit der Fußwanderungen auf unseren Alpenstraßen ist ganz offenbar vorbei. Es ist sicher kein Vergnügen mehr, am Straßenbort zu stehen und den Staub zu schlucken, den die vorübersausenden Kraftwagen aufwirbeln. Dies so zirka alle zwei Minuten, auf gewissen Pässen noch strenger, wie etwa auf dem Maloja. Die Paßromantik ist unwiederbringlich vorüber. Aber eine neue Form des Reisegenusses hat das Bergauto eröffnet: Man übergibt sich in voller Gewißheit, daß einem nichts Schlimmes zustößt — denn die Alpenpost-Kurse gründen ihre Beliebtheit auf eine auf das Sorgfältigste überwachte Sicherheit — dem bequemen Autocar und läßt sich die tausend Schönheiten der alpinen Welt zeigen. Bei jeder neuen Kehre, die in aller Gemütlichkeit genommen wird, er-



Berna-Postautomobil mit Einsatzkarren.